

# Von der (Un)freiheit eines Heiligen Menschen

---

Bemerkungen zu Michael Köhlmeiers Novelle „Der Mann, der Verlorenes wiederfindet“<sup>1</sup> von Matthias Dorn<sup>2</sup>

Wir schreiben das Jahr 2017. Wir erleben die Vertrauenskrise der deutschen Automobilindustrie in Form des Dieselskandals, sind empört über die Eskalationsrhetorik zwischen den USA und Nordkorea, schauen auf den Brexit mit gemischten Gefühlen, diskutieren über die Klimafolgen und erwarten die Bundestagswahl – und Michael Köhlmeier schreibt eine Novelle über den Heiligen Antonius von Padua. Er zitiert Bibeltexte in Fülle, erläutert die augustinische Regel in Kürze, schreibt vom mönchischen Leben, von der Hölle, vom Teufel, vom Fegefeuer, und er schreibt von Menschen, gefangen in ihrer Frömmigkeit. Darauf hat die deutsche Leserschaft gewartet, und man fragt sich: Geht's noch?

Und die Antwort lautet: Ja, und wie es geht, denn Köhlmeier hat sich das Jahr 2017 zu seinem Alliierten erwählt, ohne es in seiner Novelle zu erwähnen.

Der Hl. Antonius ist nicht irgendein Heiliger. Kaum eine andere Persönlichkeit seines Zeichens hat solch einen tiefen Eindruck in der katholischen Volksfrömmigkeit hinterlassen, wie er. Selbst rational getriebene Menschen rufen ihn an, wenn sie etwas verloren haben – und wissen dabei doch genau, wie sinnlos es ist. Und sie tun es trotzdem.

Er war Augustinermönch – so wie Martin Luther auch. Aber beide trennen Welten, ja, sie sind so weit voneinander entfernt, wie es christlich gegründete Menschen nur sein können.

Köhlmeier entführt seine Leser in die Welt des Glaubens im 13. Jahrhundert in Europa. Die des 14. Jahrhunderts kennt man schon, Umberto Eco hat ihn in seinem Roman „Der Name der Rose“ beschrieben.

Aber Köhlmeier will etwas Anderes: Seine Novelle ist keine Heiligengeschichte, keine biographische Annäherung und schon gar nicht eine theologische Auseinandersetzung, sondern er betrachtet den Hl. Antonius und verfolgt in und mit ihm das, was der Glaube aus ihm macht. Und Köhlmeier wird dabei, weil er die Novelle wählt, inhaltlich ganz dicht, was dem gewaltigen Thema nur gut tut. Das gilt auch für seine Sprache, die manchmal den Vorsprung des Verfassers vor dem Leser etwas zu deutlich herausstellt. Doch der einladende Grundton der Novelle, ihr zu folgen, wird nirgends verwässert.

Der Hl. Antonius hat ein Problem: den Hochmut. Gegen den will er ankämpfen, und er selbst gibt die Begründung auch dazu (S. 34): Er will sich mit dem messen, der die Welt gemacht hat – nämlich Gott! Wie vermessen ist das denn? Da will einer, so begabt er auch sei, sich zu Gott in Konkurrenz stellen. Aber das Messen mit Gott ist unstatthaft, ist Sünde. Die Turmbauer zu Babel (Genesis 11) haben das schmerzlich erfahren müssen. Ihr Turm, gebaut, um in den Himmel zu steigen und sich vor Gott einen Namen zu machen, ist in den Augen Gottes so winzig, dass Gott zur Erde herabfahren muss (Genesis 11,5), um den Turm zu sehen, zu messen, in seiner Kleinheit überhaupt zu erkennen.

Aber die Hybris ist nur die eine Seite des Problems: Auch Gott kann das Ansinnen, sich mit ihm zu messen, an den Menschen herantragen, der dann unausweichlich in diese Situation gestellt ist. Nirgendwo wird dies deutlicher als im Hiobbuch, als Gott am Ende des Leidensweges Hiob fragt (Hiob 38,4): „Wo warst du, als ich die Erde gründete? Sage mir's, wenn du so klug bist!“. Und so ist es wenig überraschend, dass schließlich Hiob und sein Schicksal, also die drängenden Fragen der Theodizee zu einem der beherrschenden Themata dieser Novelle werden.

---

<sup>1</sup> Michael Köhlmeier: Der Mann, der Verlorenes wiederfindet.- 157 S.; (Hanser), München.

<sup>2</sup> Matthias Dorn (md ät matthias-dorn.de)

Antonius will den Hochmut besiegen, um in der Heiligung so voranzuschreiten, dass er dieser und den anderen Sünden entsagen kann. Er ist aber in Wirklichkeit als ein Mensch beschrieben, Köhlmeier desacrifiziert ihn mit emotionsloser Nüchternheit: Er wird krank, seufzt, stöhnt, jammert, ihm dürstet und er verkommt zu einem Bild des Elends, als er seine letzten Stunden auf dem Marktplatz in Arcello auf der Pritsche liegend erdulden muss. In seiner Jugend war er verliebt, aber unfähig, dieser Liebe zu folgen. Und: Seine Mitbrüder sind auch nur Menschen, denen das Mitmenschliche so sehr abgeht, wie dem Sünder das Heilige. Nicht die liebevolle Hinwendung zum Schwächeren, sondern Antonius erfährt spöttische, höhnische Verachtung, als er im Konvent in seiner Zelle liegt. Sie lachen ihn aus, lachen über ihn, können sich vor dem unkontrollierten Herausprusten kaum halten.

Tief in der Leibfeindlichkeit (S. 15, 32, 131) gefangen, wird Antonius zum Gescheiterten, zum Verlierer, der kurz vor seinem Tod noch Besuch aus dem Fegefeuer erhält und dem die entsetzliche Konsequenz einer im unendlichen Regress mündenden Sukzession von Wiederholung und Hoffnung angedeutet wird. Ist das die erlösende Perspektive des christlichen Glaubens? Ist das das Resultat des göttlichen Beschlusses, Menschen aus dem Bereich des Teufels, der Hölle und des Bösen zu entreißen?

Und seine Popularität mag ihm Zuhörer massenweise zugeführt haben, weil er so sprach, dass sie es verstehen konnten, aber im erlebten Elend in Arcello sind sie doch untätig, ja, zu Untätigkeit verurteilt, denn, so der Prior, selbst die Tat aus Nächstenliebe sei nicht zu rechtfertigen, wenn sie in einen göttlichen Beschluss über das Schicksal des Heiligen eingreife. War es aber nicht genau dieses Tun der praktischen Liebe, das Christus im neuen Testament so vehement einfordert?

Und so entpuppt sich Köhlmeiers Novelle als eine kluge Kommentierung der damaligen gelehrten und gelebten Frömmigkeit. Wenn der verelendete Antonius das Erstrebenswerte des christlichen Glaubens verbildlicht, dann mag man sich nur noch angewidert abwenden. Gibt es denn hier keine Gnade? War das nicht die Botschaft des Augustinermönchs Martin Luther? Gnade wird der Durchbruch zur Freiheit im Gottesbezug und wertet den Menschen auf zum Gotteskind. Im Jahr 2017, in dem die evangelische Christenheit die fünfhundertjährige Wiederkehr der Reformation feiert, fasst sich Köhlmeier das Herz und begleitet den Hl. Antonius mit dem Ergebnis, dass all seine Mühe, all sein Kampf letztlich nicht gefruchtet hat. Wie gelingt Erlösung, wenn sie so, wie sie Antonius erlangen will, nur im Fiasko verbleibt?

In der Novelle ist es ein kleiner Mönch, der ihm heimlich die Beichte abnimmt und Absolution erteilt, jener kleine Mönch, der ihm auch Wasser reichen wollte – es aber nicht durfte. So durfte Antonius in den letzten Sekunden noch Frieden finden, aber war es der Frieden, den er wirklich suchte?

So wie Hiob? Köhlmeier wagt sich an dieses schwierige Buch und entwirft den Beginn des Leidensweges Hiobs, in dem er die Verhandlung des Satans mit Gott als Wette (S. 27) charakterisiert: Es klingt vulgär, ein Menschenleben als Wetteinsatz zu wählen, aber Gott wettet nicht – er gewährt. Und dadurch, dass Gott gewährt, dass Hiob in extremer Form Leid erfährt, wird die Hoffnungslosigkeit und spätere Verelendung des Hl. Antonius in nichts weniger erträglich oder verständlich. Würde denn das Leid, das Böse dadurch, dass ihnen Gott gegenüber eine passive Stellung einnimmt, erträglicher oder verständlicher?

Hiobs Problem ist, dass er um den „Löser“, aus neutestamentlicher Sicht um den Erlöser, weiß (Hiob 19,25), und wir wissen, dass wir jetzt alle historisch-kritische Theologie beiseiteschieben dürfen. Dass Gott erlöst, das wusste Hiob zu allen Zeiten, auch in denen des schlimmsten Leides – wusste Antonius das auch? Doch die Überwindung der Leidenserfahrung, von der zu schreiben Köhlmeier leider versäumt, besteht nicht in einer explanatorischen Äußerung Gottes, sondern in der Demonstration seiner schöpferischen Macht. Die ist so überwältigend, dass Hiob bekennt (Hiob 42,5) „Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen; aber nun hat mein Auge dich gesehen.“ Dieses Schauen auf den Schöpfer, das schon Abraham in Genesis 15 zum Glauben gebracht hatte, was Gott ihm zur Gerechtigkeit rechnete, wiederholt sich bei Hiob.

Köhlmeier nutzt diese Chance leider nicht, was wenig verständlich ist, denn seine Novelle vermittelt seine Klugheit im Umgang mit biblischen Themen und Texten. Der arme Antonius hätte bei all seiner Klugheit, seiner Sprachgewalt, seines heroischen Kampfes gegen Hochmut und Sünde und vor allem in all seinem Leid doch einen Akt der Gnade verdient – so wie Hiob!

Das übersieht Köhlmeier, der dennoch mit der Entscheidung, im Jubeljahr der Reformation ein Buch über den Glauben und über den Mangel an Gnade zu schreiben, Mut bewiesen hat. Ein solches Buch, voller christlich-religiöser Ausprägungen und Nuancen verdient, als Kontrapunkt zum Zeitgeist gelesen und verstanden zu werden. Ehrlich gesagt, ich mag mich lieber am Hl. Antonius reiben als mich über die Debakel der Aktualität ärgern. Diese Gelegenheit eröffnet zu haben, dafür gebührt Köhlmeier Dank.

Und dann sieht man auch gern über kleinere Unschärfen im theologischen Kontext hinweg und nimmt mit mildem Lächeln zur Kenntnis, dass Köhlmeier offensichtlich nach der revidierten Lutherbibel von 2017 zitiert. Wenn der Hl. Antonius das geahnt hätte ...

Hannover, 16. August 2017

©Matthias Dorn 2017. Kopieren mit Quellenangabe erlaubt.